Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 30

Rubrik: Brief aus Indien

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aufgang, fiel zusammen mit den großen Rilüberschwem= mungen, die für das regenarme Land Haben und Sein bedeuten. Deshalb beobachteten die sternkundigen Tempel= priester den alljährlichen Frühaufgang mit größter Genauig= feit, fündete sich doch das große Ereignis astronomisch da= durch an, daß die Sonne gleichzeitig mit dem Sirius aufging, der helle Stern in der Morgendämmerung sichtbar wurde. Die Aegnpter nannten den Sirius, den sie hoch verehrten, Sopdet oder Sopet. Er war der Göttin Isis heilig, heißt deshalb auch der "Stern der Isis". Bon der Bedeutung des heliakischen Aufgangs des Sirius zeugt das berühmte Defret von Konopus, das Lepsius, Reinisch und Rösler im Jahre 1866 in den Tempelruinen von San, dem alten Tanis am tanitischen Nilarme im Nildelta fanden. Es bestimmte, daß an dem Tage, an welchem der Stern der Isis aufgehe, alle vier Jahre ein Festtag der Götter Euergeten (ehrenvoller Beiname der Rönige) nach den fünf Epagomenen gefeiert werde, die man an die 360 Tage des Jahres anhänge. Das genannte Defret suchte also den Schalttag einzuführen. Bur Erklärung sei bemerkt, daß die alten Aegypter ihr Jahr mit den Nilüberschwemmungen begannen und junächst mit einem reinen Sonnenjahr von 360 Tagen Dauer rechneten. Aber bald merkten sie, daß schon nach wenigen Jahren der Beginn der Nilüberschwemmung und der des gleichzeitigen Aufganges von Sirius und Sonne sich beträchtlich gegeneinander verschoben. Der Mythos erzählt, der Sonnengott Thot habe im Brettspiel der Mondgöttin Isis fünf Tage abgenommen und sie den Menschen als Zugabe zu den 360 Tagen geschenkt. Nun zählte das ägyptische Sahr 365 Tage. Aber auch diese Tageszahl im Sahr bewirkte, allerdings beträchtlich langfamer, eine allmähliche Berichiebung des heliakischen Sirius= aufganges gegen den Jahresanfang. Die Berschiebung betrug nach den Beobachtungen der ägnptischen Briefter alle Jahre einen Tag, daher das oben genannte Defret von Kanopus, das die Korreftur durch Einschiebung eines Schalttages suchte. Doch das Bolk hielt so zähe an dem Wandeljahre fest, daß schon der Nachfolger Btolemaus III. das tanitische Jahr wieder abschaffen mußte. Erst unter Augustus gewann das alexandrinische (feste) Jahr allmählich die Oberhand über das bewegliche. Aus diesen Ausführungen geht hervor, daß die Sundstage in enger Beziehung zu unserer Sahreseinteilung stehen, daß schon die ägnp= tischen Astronomen durch die Beobachtung des heliatischen Siriusaufganges dazu kamen, daß das Sonnenjahr 3651/4 Tage zählt. Nach ägnptischen Inschriften soll der Gott Horus den Sirius, "ber die Fulle des Wassers herbeiführt, um das Land zu überschwemmen", an den himmel gesetzt haben.

Nach Hyppotrates "beginnt an dem Tage, da der Sundsstern sich erhebt, das Meer zu tochen; der Wein wird schlecht, die Sunde bekommen die Tollwut, beim Menschen vergrößert sich die Galle und wird gereizt, alle Tiere verfallen in Schlaffheit und Trübsinn; die Krankheiten, Die diese Zeit am häufigsten hervorruft, sind die heißen und andauernden Fieber, die Darmkatarrhe und Tobsuchtsanfälle. Damit treten wir in das Gebiet des Aberglaubens ein-Die Sundstage sind mit gar vielem Aberglauben verknüpft, der im alten Seidentum wurzelt. Im alten Aegypten hatte der Hundsstern als Bringer der segenspendenden Rilüberschwemmungen wohl in erster Linie eine gludverheißende Bedeutung. Aber aus dem überschwemmten Lande stiegen giftige Dünste, die bei der großen Sitze gefährliche Epistemien hervorriefen und oft viele Leute wegrafften. Auch diese Erscheinungen wurden mit dem Stern der Isis in Berbindung gebracht. Der Glauben an die unheilbringende Macht des Sirius ging auf die alten Griechen über. Sie faben in dem Stern den sagenumwundenen Sund der Unterwelt, den Zeus dem Totenrichter Minos geschenkt und der dann an das Firmament versetzt worden war. Man opferte Bu Beginn der Sundstage einen Sund, um das schlimme

Gestirn sich günstig zu stimmen. In der griechischen Land= schaft Argos veranstalteten Frauen und Jungfrauen Prozessionen. Man schlachtete Lämmer und schlug alle Hunde tot, denen man begegnete. Auch die alten Phonizier kannten diese Sundeopfer, ebenso die Römer. Sie wollten damit die Tollwutgefahr der Hunde, die in den Hundstagen besonders drohen soll, beschwören. Hundeopfer kannte man in England bis weit über das Mittelalter hinaus. Der ganze mittelalterliche Aberglauben stütt sich aber wohl auf Suppotrates, deffen Meinung wir weiter oben wiedergegeben haben. Man glaubte, wer in den Sundstagen geboren wurde, sei heftig und streitsuchtig, eigne sich gut zum Rrieger und Jäger. Medikamente seien in dieser Zeit wirkungslos. Besser sei es, die Kranken dem Einfluß der Natur, dem Wind und der Sonne, auszuseten, was sicher sehr vernünftig war. Die alten Medizin- und Rezeptbucher schrieben vor, tüchtig zu Aber zu lassen, nicht zu baden, wenig zu essen, sich viel zu bewegen. Ein altes Baster Sprichwort behauptet: "Wer i de Hundstage badet, dunnt gärn e-n-Usschlag über." Weil nach Wutte (Volksaberglauben) die Hundstage zu den Unglückstagen gehören, soll man in dieser Zeit nicht heiraten. Im sächsischen Bogtlande und im Erzgebirge heißt es, ein Mann, der in den Sundstagen heirate, werde später ein Trinker. In Thuringen besteht der Glaube, daß der Mann eine liederliche Frau bekomme, wenn er zwischen dem 23. Juli und dem 23. August heirate. In Deutschböhmen und Rärnten hinwieder stoßen wir auf die Ansicht, die Frau. die in den Hundstagen vor den Altar trete, erhalte ihr Leben durch mehr Prügel als Essen. Anderwärts wieder follen die Cheleute der bitterften Not verfallen; daher der auch bei uns bekannte Bauernvers:

> Am Hundstag gefreit, Hat noch jeden gereut.

Dieser Aberglauben ist leicht erklärlich. Früher war es nämlich vielerorts Sitte, während der Erntezeit, in welche ja die Hundstage fallen, die Predigt ausfallen zu lassen, die firchlichen Funktionen überhaupt einzustellen. Nun wurden die gültigen Ehen weiland nur vor dem Altar geschlossen; somit war keine Möglichkeit vorhanden, zu heiraten. Die Landleute hätten in der strengen Erntezeit dazu auch gar keine Zeit gefunden.

Der römische Weinbauer führte die gefürchtete Rebenstrankheit "Carbunculare" auf den Sirius zurück, ebenso den Sonnenstich. Nach dem Sirius hieß letzterer schon bei den alten Griechen und heißt es wissenschaftlich die auf den heutigen Tag: "Siriasis". Lucian endlich läßt aus dem Hundsstern 5000 hundsköpfige, auf geflügelten Eicheln reistende Krieger hervorkommen, welche mit dem Sonnenkönig gegen den Mondkönig kämpfen. Das soll wohl andeuten, daß der Sirius die größte Sonnenhike bringt.

Natürlich spielen die Hundstage auch als Wetterlosstage eine gewisse Rolle. So sagt man in Basel: "Wie die Hundstage beginnen, so ist das Wetter den ganzen Sommer". Ein alter Bauernspruch meldet: "Treten die Hundstage gut ein, so wird vier Wochen gutes Wetter sein." So entscheiden also die ersten Hundstage nach altem Bauernsglauben über das Wetter der nächsten Wochen. Bekannt ist die Bauernregel: "Hundstage hell und klar, zeigen an ein gutes Jahr". Sehr richtig ist: "Wann die Sonn im Löwen geht, die große His im Jahr ankäht".

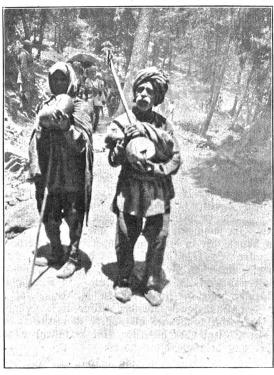
Brief aus Indien.

In indischen Landen — einmal — irgendwo. Liebe Berner Woche!

Seute gehen wir einmal ins Theater — eine Barsistruppe ist in der Stadt und man gibt ein Glanzstüd — die "Blume der Liebe". Kommst mit?

Es ist halb zehn. Einsam und verlassen sigen wir auf bem nicht eben großen Balkon, ber eine Art Sperrsit und

Proszeniumsloge zugleich darstellt. Unten füllen sich langssam die Reihen mit Volk — Mohammedanern mit dem Fez und weiten faltigen Hosen, Hindus im "Pagri" (Turs



Ein indisches Musikantenpaar.

ban) und "Dhoti", dem um die Hüften gewundenen und dann zu einer Art Hose geschlungenen Tuch, über den Schulstern den wattierten Ueberrock oder sogar eine seidene Galas Chutte.

Wir haben alle Muße, sie zu beobachten, denn die Vorstellung fängt, wie man uns sagt, nie vor zehn oder halb elf Uhr an. Mit den aufleuchtenden Decenlichtern werden plößlich die Malereien am Vorhang sichtbar. Heiliger Vinsbam! — Das ist ja — das ist ja — das ist ja nichts and deres als das Paradies und drinnen sigen in paradiessischem Eheglück Adam und Eva, rosig-weiß und sündenrein! —

Ich weiß nicht warum es so ist, wir sollten uns doch eigentlich unserer Borväter nicht schämen. Aber Adam und Eva sind immer ein heikles Gesprächsthema und Fragen eine kitzlige Sache, besonders, wenn man einen wohlerzogenen schüchternen jungen Mann zum Begleiter hat. Immerhin — wir wagen es — schließlich sind wir nicht alle Tage in Indien und müssen doch unbedingt wissen, wieso es kommt, daß der alte Adam und die ewig versührerische Eva, die, wie wir hören, auch von den Bewohnern Indiens als Stammeseltern angesehen werden, weiß sind, während die Indier dunkel! Dem schüchternen jungen Mann kommt das Theater-Balbdunkel zustatten, sonst hätten wir wohl auch auf seinem Bronzegesicht die Farbe kommen sehen. So aber tönt nur seine beherrschte Stimme zu uns, und belehrt uns, daß eben auch der Indier arischer Abstammung und einmal hell und rosig gewesen sei und daß nur die Sonne....

Langsam steigen Abam und Eva in den Himmel und eine Zeitlang sieht man nur noch der holden Paradiesestochter nicht eben graziösen Plattfuß aus den Wolken bausmeln.

Drunten tönt Musik — eine Trommel, eine Geige, ein Harmonium. Ich weiß nicht, was ein Musikus zu dieser Zusammensetzung sagen würde. Die Trommel trommelt wie zum letzen Gericht, die Geige seufzt wie ein reuiger Sünder in seiner Bußestunde, und das Harmonium klagt wie weiland die Juden an den Ufern des Jordan. Und mit dem besten

Willen können wir nicht ebenso verständnis= und würdevoll auf die Frage des jungen Mannes, ob die Musik nicht wunderschön sei, antworten, wie er auf die unsrige wegen Frau Evas Pfirsichteint.

Doch alle, auch die heikelsten Situationen, nehmen ein Ende. Das Spiel beginnt. Mit Feuer und einem schreck- lichen Knall, mit viel Geschrei und Wichtigtuerei, in dem ein "Fäschibäbi", das die Selden da drunten an einer Schnur herumziehen, die Sauptrolle spielt. Langsam dämmert es in uns: Das ist so etwas wie ein Vorspiel, eine Kindesunterschiedung oder Entführung darstellend, und das Spiel gibt wahrscheinlich nachber Aufschluß über das Schicksalberen Prinzen.

Urdu, richtig gesprochen, ist ungemein klangvoll, und wenn man es auch nicht versteht, so ist es doch eine Freude, den Lauten nachzugehen und bald etwas Französisch, bald deutliches Italienisch oder sogar Deutsch herauszuhöhren — gemeinsame Sprachwurzeln, wahrscheinlich aus dem Arabisch oder Sanzkrit.

Das Spiel aber ist eine Enttäuschung. Die ursursalte Geschichte von der Prinzessin und dem Gärtner, ein orienstalisches Romplott mit okzidentaler Ausmachung. Wie die Indier lieber eine weiße Stammutter wollen als eine schwarze, so haben sie auch lieber weiße Bühnenkünstler als dunkle und alles andere eher als Landeskostüme. Einzig die Prinzessin — wohl ein halbwüchsiger Junge in Mädchenkleidern, denn die indische Frau geht ja nicht auße Theater — scheint einigermaßen naturgetreu. Ihr Liebster, der Gärtner, zu einem schwindsüchtigen Romeo geschminkt, kommt im modernen grauwollenen Sportkostüm und seine Pankee-Pludershosen siehen entsehlich schlecht. Als indischer Mali (Gärtner) wäre er vielleicht noch eine Dichters und Träumersigur, würdig der Prizessin Serzallerliebster zu sein, gewesen, so aber !

Rapid entwidelt sich das Romplott. Der erzürnte Bater, in altenglischem Ritterkostum, droht. Die Tochter fleht. Der liebehungrige Sportsmann=Gärtner lächelt ein richtiges Schafstopflächeln und der Rivale, auch ein Ritter ohne Furcht und Tadel, aus der Zeit der Königin Elisabeth, zieht vom Leder. Nicht etwa einen schön geschwungenen mit Elfenbein eingelegten indischen Säbel — bewahre! ein ble= chernes, grades, traditionsloses Ding neuester Struktur, das harmlos an dem durch Liebe geseiten Herzen des Helden abspringt. Das ist das Wunderbare an dem Drama, daß es feine Toten gibt. Denn wo immer einer erstochen, steht er gleich wieder auf und ficht heldenmütig weiter! Und wie der durstgeplagte halbverhungerte Seld seiner in Retten schmachtenden Liebsten sein Herzblut zu trinken gibt und dabei sich selbst und die ganze Bühne in rote Farbe taucht der Anblid bringt den Zuschauerraum in wilde Efstase da wird er erst recht lebendig.

Und ohne Serzblut harrt er aus, bis seine königliche Serkunft entdeckt ist und er, diesmal im Gewande eines russischen Großfürsten, seine Mondscheinprinzessin in die Armeschließen kann. Was man im Orient, wo jedes Zurschaustellen von Gefühlen zwischen Mann und Frau verpönt, so in die Arme schließen nennt! Nicht einmal geführt haben sie sich! Das nun ist die zweite Enttäuschung und führt zu einer zweiten indiskreten Frage an den schüchternen jungen Mann, der wahrscheinlich seine Begleitung nicht so schnell wieder einer unternehmungssustigen jungen Dame aus dem Westen angeboten hat.

Wenn Du nun meinst, daß das Theater aus und man sich, um eine Erfahrung reicher, nach Sause begebe, so hast Du nicht mit dem anspruchsvollen indischen Publikum gerechnet! Dort Theaterdirektor zu sein, ist sicher noch die viel undankbarere Aufgabe, als unserm Berner Stadttheater vorstehen! Mit einem Drama sind sie nicht zusrieden, es muß auch etwas Komik dabei haben, je derber, desto besser. Und so ist denn zwischen jedem dramatischen Akt ein endslose komisches Intermezzo eingeschaltet, das zu der Haupthandlung auch nicht im geringsten Zusammenhang steht.

Die Hauptperson des komischen Spiels ist eine schwarzsäugige, nicht mehr ganz junge Dame zweiselhafter Güte, in weißem Rock mit roter Schleise, die Angebetete mehrerer Berehrer zugleich. Um des schüchternen jungen Mannes willen ist es uns lieb, daß wir die Sprache und die augenscheinlich handgreislichen Spässe nicht verstehen. Das Publikum aber wälzt sich, schreit und lacht und kreischt und endlose Encores machen jeden Zwischenakt doppelt so lang wie die Hauptshandlung.

Und so kommt es, daß wir am Morgen um die Biere die fünf Kilometer von der Eingebornenstadt bis zum europäischen Biertel, wo sich das Hotel befindet, zurücklegen. Daß dabei unser Beschützer in der Wagenede den Schlaf des Gerechten schläft und vor dem Herausfallen behützt werden muß, und daß auch der Kutscher auf seinem hohen Sitz einnicht und nur durch derbe Püffe unsererseits ab und zu an seine Pflicht den müden Passagieren gegenüber ersinnert werden kann — was ist es anders als das vollkommene Ende eines vollkommenen Abends?

Deine Bernerin auf Reisen.

Aus der politischen Woche.

Briands Fall — Herriots Berufung.

Das 10. Kabinett Briand ist am letzten Samstag abend in der Kammer gestürzt worden. Der Bräsident der Republik hat unmittelbar nachher den Kammerpräsidenten Herriot mit der Bildung der Regierung beauftragt.

Den Anlaß zum Sturze Briands gab Caillaux' Berlangen nach unbeschränkten Bollmachten zur Berwirkslichung seiner Finanzpläne. Es war zu erwarten, daß ihm diese Bollmachten nicht zugestanden würden. Denn die Rammermehrheit hat sich unzweideutig als Gegner dieser Pläne erklärt; namentlich ist sie nicht gewillt, das Schuldensabkommen mit Amerika zu ratifizieren und will sie die Ronsolidierung des Frankens nicht mit Silse neuer aussländischer Kredite herbeisühren, um Frankreich nicht noch mehr als bisher von der Welthochsinanz abhängig werden zu lassen. Sierin weiß die Rammer den Großteil des französischen Bolkes hinter sich.

Caillaux geht. Mit ihm entschwindet die Hoffnung auf eine baldige Stabilisation des Frankens. Denn die von seinen Gegnern befürwortete Reform aus eigener Rraft: Besteuerung des Besitzes, Bermögensabgabe ic. ist ein Borgang, der Zeit braucht. Inzwischen wird der Franken weiter rutschen — er ist bereits bei 10 angelangt —, wird die Teurung wachsen — das Kilo Brot kostet schon Fr. 2.80 —, werden die Bedürfnisse des Staatshaushaltes mit neuen Noten bestritten werden. Frankreich scheint entschlossen zu sein, Deutschlands Weg zu machen. Warum auch nicht? Es lebt sich bekanntermaßen besser mit Inflation als mit Deflation. Die Produktion verdient mit Dumping am Auslande, die Arbeit hat Hochkonjunktur; die schwachen Klagen der hungernden Rentner und Beamten verhallen ungehört im Räderlarm des industriellen Bollbetriebes. Dabei entschuldet sich der Staat, und er benutt diese Stärkung zu Erstellung von Neuanlagen, zu repräsentativen Bauten 1c. Natürlich kann diese Entwicklung den Gläubigern nicht gleich= gültig sein. Frankreich kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß wie bei der deutschen auch bei der französischen Inflation der Zeitpunkt kommen wird, da das Gläubiger-Ausland in seinem eigenen Interesse eine Stabilisierung des frangosischen Geldes herbeizuführen suchen wird; daß es Kredite gewähren wird zu Bedingungen, wie sie heute noch nicht erhältlich sind. Das heutige Frankreich scheint noch auf diese Soffnungen eingestellt zu sein. Es denkt nicht an das Ende, das jede Inflationsperiode haben muß, und auf den darauffolgenden Ragenjammer, die Stabilisation mit all ihren Einschränkungen, mit Sparmagnahmen, sinkenden Preisen und Arbeitslosigfeit ic.

Caillaux war für die sofortige Stabilifierung, um Frankreich möglichst viel von den Leiden der Rückbildungsperiode zu ersparen. Es ist denkbar, daß sein Land ihn später besser begreift und ihm die heute verweigerten Bollmachten doch noch gibt. Was er in den furzen Wochen seines zweiten Finanzregimes geleistet, war nicht schlechte Arbeit. Unter ihm ift das für Frankreich gunftige Schuldenabkommen mit England zustandegekommen. Caillaux erhielt von Churchill die Relation der deutschen Bahlungen mit dem Abkommen zugestanden; wenn also die deutschen Zahlungen ausbleiben, soll der Vertrag revidiert werden; ferner werden die frangofischen Obligationen nicht tommerzialisiert, was den Borteil einer größeren Stabilität des Frankens mit sich bringt. Mit Caillaux' Sturg ist nun auch das Londoner Abkommen in Frage gestellt. Denn in Frankreich ist die öffentliche Meinung immer noch hartnädig auf das Nichtzahlen eingestellt, was natürlich nicht besagen will, daß damit die Notwendigkeit des Bahlens aus der Welt geschafft sei.

Herriot hat geglaubt, Briand und Caillaux stürzen zu müssen, um Frankreichs Geschicke selber in die Sand zu nehmen. Ob er für sein Ministerium und sein Brogramm eine Mehrheit finden wird, ist heute noch sehr zweiselhaft. Bon allen Seiten hat er Absagen bekommen; bedenklich ist die der Sozialisten, die nun offiziell das Kartell mit den Nadikalen aufgegeben haben. Ebenso hat sich Louis Marin, der Führer der Zentrumsfraktionen, der noch tags zuvor am Sturze Briands mitgearbeitet hatte, gegen Herriot ausgesprochen. Sogar innerhalb der radikalen Kammerfraktion haben sich zahlreiche Abgeordnete gegen ihn erklärt. Woher der neue Regierungschef die Autorität nehmen soll, ist noch nicht ersichtlich.

Auch über Herriots Programm weiß man zur Stunde noch nichts Genaues. Privaten Aeußerungen zufolge gedenkt Herriot, der das Portefeuille des Aeußern verswalten und de Monzie zum Finanzminister ernennen will, auf eine internationale Lösung der Schuldens und Währungsprobleme hinzuarbeiten. Herriot sei der Ansicht, daß die internationalen Schuldenfragen durch einen internationalen Schiedsspruch geregelt werden müßten, der entweder von einem Ausschuß bestimmter Bölfer, vom Bölferbund oder vom Internationalen Schiedsgerichtshof stammen solle. Wenn dem so ist und sein Plan verwirklicht werden könnte, so müßte sich für die nächste Zukunft eine ganz neue weltpolitische Situation ergeben. Denn notwensdigerweise müßten sich die Schuldnerstaaten Schulter an Schulter in eine Front gegen die gelde und weltbeherrschende anglo-amerikanische Staatengruppe stellen, um ihre Interessen wirksam vertreten zu können. Ob Europa für diese neue Front schon reis ist, das ist heute, im Zeitalter der Mussolini und Primo de Rivera, zum mindesten noch fraglich.

Briand hat seine Absicht erklärt, sich vom politischen Schauplate endgültig zurückzuziehen. Gine seiner letten Kammerreben galt bem

schweizerisch=französischen Schiedsgerichts= tompromiß in der Zonenfrage.

Der Berichterstatter in der Rammer, Eduard Soulier, schiedte seinem Botum für das Schiedsgerichtsverfahren einen turzen Rüdblid auf die Geschichte des Rompromisses voraus. Frankreich strebte durch Artikel 435 des Bersailler Bertrages die Beseitigung der Rechte an, die die Schweiz über die sogenannten Freien Zonen südwärts des Genferses seit 1815 besitt. Der schweizerische Bundesrat anerkannte aber den Artikel 435 des Bersailler Bertrages nur als Entwurf und erlangte durch direkte Unterhandlungen mit der französischen Regierung eine Abmachung, die das Zonenabkommen von 1881 ersehen sollte. In diesem Abkommen vom 7. August 1921 willigte der schweizerische Bundesrat in die Berlegung der Zollgrenze an die politische Grenze ein gegen Gewähzung von wirtschaftlichen Borteilen für Genf, die Waadt